



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Olympia**

**Boetticher, Adolf**

**Berlin, 1883**

Olympias Untergang und spätere Schicksale der Ebene

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79763)

OLYMPIAS UNTERGANG  
UND  
SPÄTERE SCHICKSALE DER EBENE.

GEOMETRIE

SPÄTERE SCHICKSAL DER ERDE





Angesichts der furchtbaren Verwüstung, welche das Bild des aufgedeckten Festheiligthums darbietet, der gewaltigen, bis zu fünf und sechs Meter hohen Erdmassen, die von der Trümmerstätte abzuräumen waren, drängt sich auch demjenigen Beschauer, dessen Interesse mit Recht an den wiedergewonnenen Schätzen und ihrer Verwerthung für die Alterthumskunde haftet, immer und immer wieder die Frage auf: Wie ist dies Alles geschehn? War es frevelnde Menschenhand, die diese Tempelmauern und Säulenhallen stürzte, oder brachen sie bei gewaltigen Naturkatastrophen zusammen? Und wann ereignete sich dies? Und wie kommt es, dass hier noch ganze Reihen von Säulenschäften aufrecht stehen, während dort Alles bis auf die Grundmauern rasirt ist? Und wann endlich, und durch welche Veranlassung breitete sich über die Trümmerstätte diese schützende Hülle von Erde, dessen verschiedenfarbige Schichtungen wir an den Wandungen der Einschnitte wahrnehmen können? Verschwand dies Alles mit einem Zauberschlage, oder haben diese stummen Zeugen einer grossen Vergangenheit noch lange in eine Zeit hineingeragt, deren Geschlecht ihr Zeugniß nicht mehr verstand?

Lange bevor man an eine Ausgrabung Olympias dachte, hat man sich mit diesen Fragen beschäftigt, ohne doch eine befriedigende Antwort zu finden. Und freilich war eine solche nicht möglich ohne die umfassende Ausgrabung, nach der erst durch Combination aller Fundumstände, der Lagerung und des Zustandes der Bauwürmer auf die Ursachen der Zerstörung geschlossen werden konnte, wie sich auch der Hergang, welcher die Ueberdeckung der Ebene herbeiführte, erst nach Einsichtnahme in die Schichtung und die Bewegungsrichtung der Erdmassen völlig ersehen liess.

Versuchen wir nun an der Hand der historischen Nachrichten und der durch die Ausgrabung gegebenen Indicien eine Vorstellung von den Katastrophen zu gewinnen, denen die Herrlichkeit Olympias zum Opfer fiel, und sodann die Ursachen klarzulegen, denen wir die Erhaltung der



freilich spärlichen Reste jener Herrlichkeit verdanken: Langsam nur und Schritt für Schritt wichen die Götter des Olympos dem siegreichen Vordringen des Christengottes, hartnäckig jedes Fusses Breite vertheidigend. War auch unter Constantin das Christenthum bereits als Staatsreligion erklärt worden, so hielt doch der grössere Theil der Bevölkerung des römischen Reiches offen oder insgeheim mit grosser Zähigkeit an dem alten Glauben fest. Ja, unter Julian erobern die alten Götter die volle Herrschaft in Griechenland für kurze Frist noch einmal zurück. Seine Nachfolger Jovian, Valens und Gratian waren nicht gewillt, dem Gewissen ihrer Völker Zwang anzuthun. Die prunkhafte Inschrift Jovians an der Kirche der Madonna Paläopoli in Korfu, welche rühmt, dass er die Tempel der Heiden ausgerottet habe, kann sich nur auf wenige vereinzelte Beispiele berufen.

Anders der Nachfolger Gratians: mit dem Eifer des Neubekehrten, mit dem Ungestüm des spanischen Blutes, das in seinen Adern rollte, beginnt Theodosius I. die erste Heidenverfolgung mit nicht geringerer Grausamkeit, als die heidnischen Caesaren Roms ehemals an den Christen bethätigt hatten. Unter dem Schutte der Tempel werden die für ihre Ueberzeugung hingemordeten Priester begraben.

Unter Theodosius fällt denn auch der letzte Hort gemeinsamen Volkslebens in Griechenland, das Fest der olympischen Spiele. Zum letztmal werden sie im Jahre 393 in hergebrachter Weise gefeiert.

Dann erfolgte das Verbot des Kaisers und mit ihm würde, einer freilich stark angezweifelten Stelle des Cedrenus zufolge, im Jahre 393 oder 394 auch die Ueberführung des kostbarsten Schatzes von Olympia, des berühmten Gold-Elfenbeinbildes aus dem Zeustempel nach Constantinopel erfolgt sein, jenes Wunders der Bildnerei, welches neun Jahre zuvor (384) von Themistion nach dessen ausdrücklichem Zeugnisse noch an seinem ursprünglichen Orte gesehen worden war. Ist die Nachricht des Cedrenus richtig, so erfüllte sich jetzt das Schicksal seiner Entführung, die ihm schon einmal, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gedroht hatte. Damals wollte es der halbwahnsinnige Kaiser Cajus (Caligula) nach Rom führen und sein eigenes Haupt an Stelle des lockenumwallten Zeusantlitzes setzen lassen, aber furchtbare Götterzeichen hatten die abergläubischen Gesandten von der Ausführung des Frevels abgeschreckt. Nun führte man das kostbare Werk nach der Hauptstadt Byzanz, wo es nach jenes Byzantinischen Schriftstellers Aussage im Palaste des Patriziers Lausus, an der mittleren der drei grossen Prachtstrassen der östlichen Stadt zwischen der Ostseite des Constantinischen



Forums und der Stadtpräfector, noch viele Jahre zu sehen war, bis eine verheerende Feuersbrunst mit einem ganzen Stadtviertel auch dieses Götterbild zu Staub wandelte.

Die Wegführung des Zeusbildes von Olympia würde aber keineswegs einen Grund abgeben, deswegen an eine Unterbrechung oder gar ein Erlöschen des Zeuscultus daselbst zu denken. Denn jenes Bild war ja, gleich dem der Athena Parthenos im attischen Burgheiligthume, kein Cultusbild, sondern nur ein Schaustück, der höchste Schatz des Tempels, während der Gottesdienst, ein vollkommen bildloser, keines sichtbaren Symbols bedurfte.

Zwei Jahre nach der letzten olympischen Feier (395) erfolgte der Einbruch der von Alarich geführten Gothenhorden in die Peloponnesos. Wäre die Zeusstatue damals noch in Olympia gewesen, so wäre sie sicherlich von der plündernden Hand beutegieriger Barbaren nicht verschont geblieben, welche in nächster Nähe des Festplatzes, auf der Hochebene der benachbarten Pholoë von dem nachsetzenden Stilicho bedrängt wurden. Wie Vieles sonst damals an Bauwerken und Bildsäulen durch die Gothen zerstört wurde, wie Vieles namentlich an Werken von Bronze und Edelmetall zu Grunde ging, wird bei dem Mangel an ausführlichen Nachrichten schwerlich festzustellen sein. Hertzberg nimmt an, dass alle Baulichkeiten Olympias mit Ausnahme etwa des Zeustempels schon damals von Grund aus zerstört wurden. Wenn man erwägt, dass Alarichs Einfall in die Peloponnesos doch weit mehr ein Raub- und Beutezug war als ein planmässiger Krieg behufs Gewinnung und Besiedelung einer neuen Heimat, dass seine Horden verhältnissmässig nur kurze Zeit in Elis gehaust haben können, und endlich, dass man Tempelhallen, von denen eine einzige Säule Hunderte von Centnern wiegt, nicht mit dem Schwerte abmäht oder mit dem Streitkolben niederschlägt, so wird man jene Annahme wohl selbst dann auf ein geringeres Maass zurückführen müssen, wenn man mit Hertzberg annimmt, dass die fanatische Wuth der arianischen Westgothen (die sich doch wohl vorzugsweise gegen die hellenischen Katholiken und nicht gegen den antik-heidnischen Cultus wandte) „planvoll dahin gearbeitet habe, die festen Anhaltspunkte antiken Lebens nach Kräften zu zerstören.“

Völlig sicher aber ist, dass der olympische Zeustempel die Katastrophe von 395—397 überdauerte, denn nach dem Berichte des Scholiasten zu Lukian stand er noch zur Zeit Theodosius' II (408—450). Dieser Kaiser war es, der durch das Edict vom 13. November 426 die Zerstörung aller noch vorhandenen heidnischen Tempel im morgenlän-



dischen Kaiserthum anordnete und mit der strengsten Durchführung dieser Maassregel dem antiken Leben den Todesstoss versetzte; unter ihm wird der eben erwähnten Nachricht zufolge der Tempel des Zeus zu Olympia „verbrannt.“

Bedenkt man, dass der Tempel in seinen wesentlichsten Theilen durchaus massiv war, dass nur das Dachgespärre, die Treppe und innere Bekleidungen von Holz sein mochten, so muss das weniggleich dachlose und rauchgeschwärzte Heiligthum doch auch dieses Schicksal überdauert haben; Säulen, Gebälk und Cella sowie der Schmuck des Giebelfeldes und der Metopen bestanden gewiss noch länger.

Denn keine Menschenhand vermochte die gigantischen Säulen von mehr als zwei Meter Durchmesser auf deren Capitell-Platte fünf Männer sich eine bequeme Lagerstätte bereiten könnten, so niederzustrecken, wie wir sie unter Schutt und Sandmassen unverrückt ruhend fanden, eine neben der anderen, wie eine Reihe im Gliede gefallener Krieger, von ihrem mächtigen Unterbau nach aussen gestreckt. Nur wo an den vier Ecken des Peristyles den Säulen die Möglichkeit gelassen war, nach rechts oder nach links zu fallen, oder wo sie an der Ostfront auf den harten Vorbau der hohen Thymele stürzten, zeigt sich eine Verwirrung des in seiner Zerstörung noch grossartigen Bildes (s. nebenstehende Tafel II.)

Hier wie in Nemea, wo die Säulentrommeln des Zeustempels in ganz gleicher Weise, Geldrollen gleich, nach den Seiten des Gebäudes zu ausgestreckt liegen, war es kein Geringerer als der alte Erderschütterer, Poseidon, der im grimmigen Zorne über die Schändung des brüderlichen Heiligthums an den Festen der Erde rüttelte. Es muss ein furchtbarer und ein annähernd central verlaufender Erdstoss gewesen sein, der dieses Steingefüge zu einem augenblicklichen, fast den ganzen Bau umfassenden Sturze brachte. Denn wenige Bautheile nur, die bei jener Katastrophe über den anderen in labilem Gleichgewichte liegen geblieben waren, sind erst später, und offenbar nach ziemlich kurzer Zeit nachgefolgt, wie sich aus ihrer Lage bei der Ausgrabung ergab. Versuchen wir nun, den Zeitpunkt jener Katastrophe näher zu fixiren: Die letzte Nachricht über den Tempel, und zwar über seine angebliche Verbrennung, datirt, wie wir oben sahen, aus dem Jahre 426. Eine zweite sehr wichtige Zeitbestimmung gewinnen wir aus einem Münzfunde: Innerhalb einer zum grossen Theile aus Bruchstücken des Zeustempels roh zusammengefügt nachhellenischen Hausmauer vor der Ostfront des Tempels fand sich am 19. Februar 1876 ein ersichtlich in der Mauer verborgener einfacher irdener





ZEUS-Tempel von Südwest gesehen.



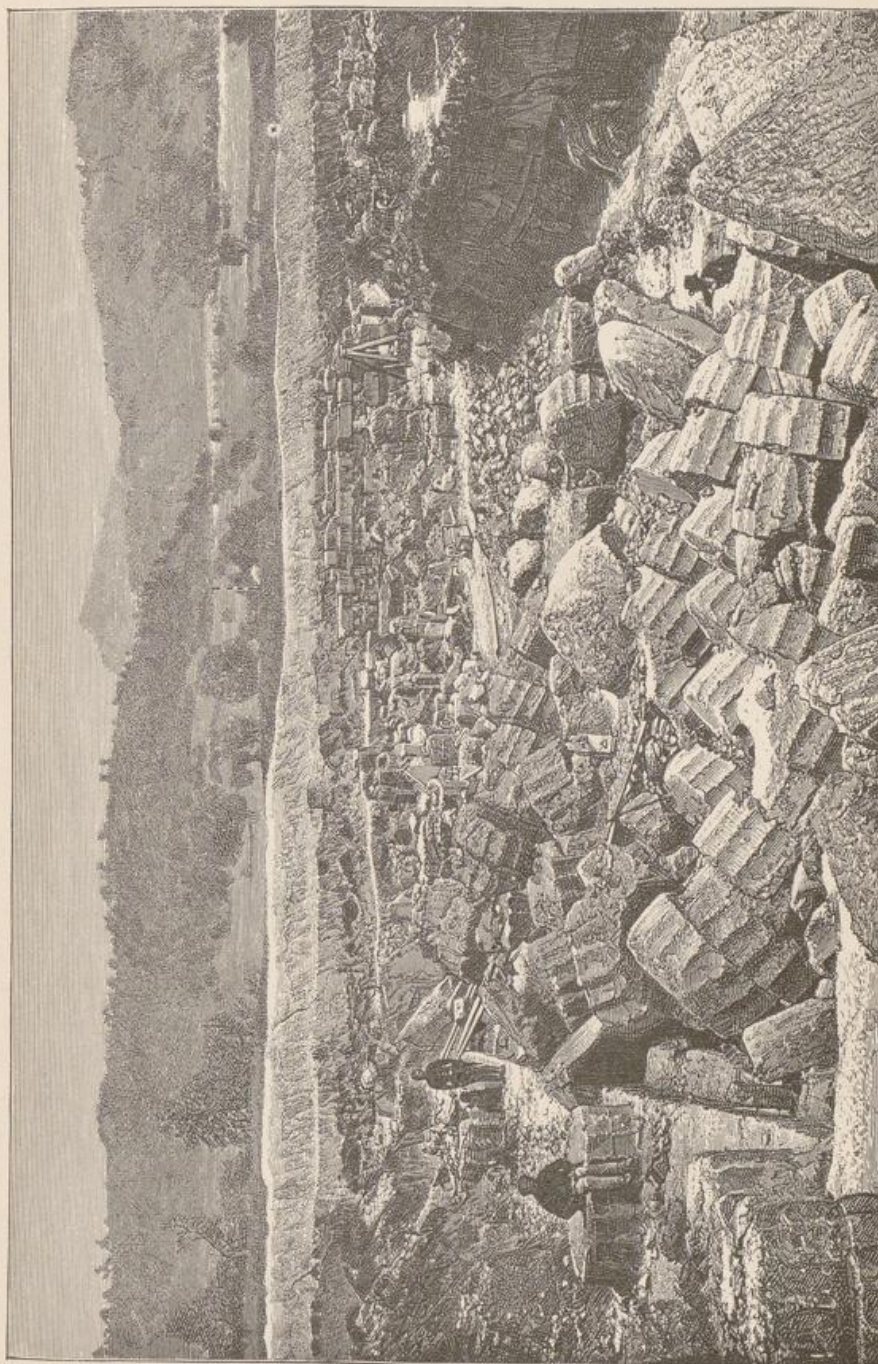
dischen Kaiserthum anordnete und mit der strengsten Durchführung dieser Maassregel dem antiken Leben den Todesstoss versetzte; unter ihm wird der eben erwähnten Nachricht zufolge der Tempel des Zeus zu Olympia „verbrannt.“

Bedenkt man, dass der Tempel in seinen wesentlichsten Theilen durchaus massiv war, dass nur das Dachgespärre, die Treppe und innere Bekleidungen von Holz sein mochten, so muss das weniggleich dachlose und rauchgeschwärzte Heiligthum doch auch dieses Schicksal überdauert haben; Säulen, Gebälk und Cella sowie der Schmuck des Giebfeldes und der Metopen bestanden gewiss noch länger.

Denn keine Menschenhand vermochte die gigantischen Säulen von mehr als zwei Meter Durchmesser auf deren Capitell-Platte fünf Männer sich eine bequeme Lagerstätte bereiten könnten, so niederzustrecken, wie wir sie unter Schutt und Sandmassen unverrückt ruhend fanden, eine neben der anderen, wie eine Reihe im Gliede gefallener Krieger, von ihrem mächtigen Unterbau nach aussen gestreckt. Nur wo an den vier Ecken des Peristyles den Säulen die Möglichkeit gelassen war, nach rechts oder nach links zu fallen, oder wo sie an der Ostfront auf den harten Vorbau der hohen Thymele stürzten, zeigt sich eine Verwirrung des in seiner Zerstörung noch grossartigen Bildes (s. nebenstehende Tafel II.)

Hier wie in Nemea, wo die Säulentrommeln des Zeustempels in ganz gleicher Weise, Geldrollen gleich, nach den Seiten des Gebäudes zu ausgestreckt liegen, war es kein Geringerer als der alte Erderschütterer, Poseidon, der im grimmen Zorne über die Schändung des brüderlichen Heiligthums an den Festen der Erde rüttelte. Es muss ein furchtbarer und ein annähernd central verlaufender Erdstoss gewesen sein, der dieses Steingefüge zu einem augenblicklichen, fast den ganzen Bau umfassenden Sturze brachte. Denn wenige Bauthteile nur, die bei jener Katastrophe über den anderen in labilem Gleichgewichte liegen geblieben waren, sind erst später, und offenbar nach ziemlich kurzer Zeit nachgefolgt, wie sich aus ihrer Lage bei der Ausgrabung ergab. Versuchen wir nun, den Zeitpunkt jener Katastrophe näher zu fixiren: Die letzte Nachricht über den Tempel, und zwar über seine angebliche Verbrennung, datirt, wie wir oben sahen, aus dem Jahre 426. Eine zweite sehr wichtige Zeitbestimmung gewinnen wir aus einem Mosaikfunde: Innerhalb einer zum grossen Theile aus Bruchstücken des Zeustempels roh zusammengefügt nachhellenischen Hausmauer vor der Ostfront des Tempels fand sich am 19. Februar 1876 ein ersichtlich in der Mauer verborgener einfacher irdener





ZEUS-TEMPEL VON SÜDWEST GESEHEN.





Topf mit einem Schatze von nahezu tausend kleinen Münzen. Diese Münzen gehen, so weit deren Untersuchung bis jetzt reicht, nicht über die Zeit Justinians I (527—565) hinaus. Wir gewinnen somit für die Katastrophe, welche den Zeustempel stürzte, die beiden Grenzen 426 und 565 oder wenig später. Die Nachrichten über gewaltige Erdbeben während des in Betracht kommenden Zeitraumes sind keineswegs spärlich. Der namhafte griechische Gelehrte Sathas hat sich vor einigen Jahren der dankenswerthen Mühe unterzogen, die hierüber in den byzantinischen Schriftstellern enthaltenen Berichte zu sammeln und zu ordnen.

Unter den grossen Erdbeben zwischen 426 und 570 sind dieser Quelle nach die meisten asiatische und thrakische. Diejenigen von 439 und 458 (?), von denen das erste Kreta, das andere Thrakien, Ionien und die Kykladen heimsuchte, können für die Peloponnes nicht in Betracht kommen; 480 werden wiederum die Kykladen und Constantinopel betroffen, 494 (?), 515 und 516, endlich 520 hat Rhodos schwer von Erdererschütterungen zu leiden, aber erst im folgenden Jahre — nach Anderen 522 — hat die Geschichte eines der grössten und weitestausgedehnten Erdbeben für den Orient zu verzeichnen. Wie es ganz Epeiros und die Pelops-Halbinsel erschütterte, so warf es in Kleinasien Antiocheia, Anazarbos und andere blühende Städte in Schutt und Trümmer. Das gewaltigste aber der mittellgriechischen Erdbeben, welche der Zeit nach in Frage kommen können, ereignete sich am 7. oder 9. Juli des Jahres 551. Es traf, soweit die Berichte reichen, Thessalien, Achaia, Boiotien, Palästina, Syrien, Mesopotamien und Arabien. Ganze Städte verwandelte es in Trümmerhaufen: so Patrai und Naupaktos, in deren ersterer nicht weniger als viertausend Menschen erschlagen wurden. Korinthus, Chaironeia und Koroneia wurden verwüstet, am krissaischen und malischen Golfe traten heftige und verheerende Fluthen ein, ein Erdschlund entstand, — wo wird nicht gesagt — der eine grosse Versammlung zum Festspiel vereinigter Griechen verschlang.

Für die Katastrophe zu Olympia bleibt somit nur die Wahl zwischen den Erdbeben von 522 und 551; oder aber — und das ist wohl das wahrscheinlichere — die Annahme, dass beide Erschütterungen an dem Zerstörungswerke theilhaben. Der Stoss, welcher die kolossalen Blockgefüge des Zeustempels zu Boden werfen konnte, war zweifellos stark genug, Allem, was etwa noch an antiken Baulichkeiten übrig geblieben war, ausnahmslos den Rest zu geben.

Das Bild des zerstörten Olympia, bevor die milde Hand der Zeit eine verbüllende Decke weichen Erdbodens darüber breitete, und ein



grünes Netzwerk freiwilligen Pflanzenwuchses sich darüber spann, muss von einer grauenhaften Grossartigkeit gewesen sein, von der auch jetzt, wo die Trümmer vor uns liegen, die lebhafteste Phantasie sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Die gewaltigen Trümmermassen von ehrwürdigem Alter gebräunten Gesteins, dazwischen die frischen weissen Bruchflächen; Säulentrommeln, Capitelle, Architravbalken in allen Richtungen durcheinander geschmettert; die zerbrochenen Bildnisse von Göttern und Helden mit dem edlen Antlitz hervorschauend aus Schutt und Geröll; zerknickte Baumstämme, zerrissene, verdorrte Zweige des heiligen Haines! Und — lagen nicht auch zwischen den Quadern und den zersplitterten Balken zuckende Menschenleiber eines späteren Geschlechtes, das sich hier angesiedelt hatte? Wie Vieler letzter Schmerzensruf hier ungehört verhallte, wer will es sagen!

Nach dieser gewaltigen Katastrophe scheint die Olympische Ebene eine feste Ansiedelung nicht mehr sehr lange besessen zu haben, gänzlich verödet ist sie indessen erst in späterer Zeit.

Als der Gedanke an eine Ausgrabung in Olympia feste Form gewonnen hatte, war die Phantasie geschäftig, sich ein Bild des aufzudeckenden heiligen Bezirkes auszumalen. Sie mochte wohl dabei, bewusst oder unbewusst, sich an das Bild des wiedererstandenen Pompeji anlehnen, das, wie es einst von dem weichen Grabtuche leichter Asche und feiner Bimsteine eingehüllt ward, nun nach Hebung dieser Hülle dem Beschauer ein wenig verändertes Antlitz zeigt, mitten im modernsten Welttreiben ein Stück unberührten antiken Lebens. Man dachte sich ja irriger Weise über die olympische Ebene durch eine Ueberfluthung des Alpheiosstromes eine weiche Schlammdecke gebreitet, nach deren Abhebung die Trümmer der alten Herrlichkeit unberührt, wie sie gestürzt waren, das im Geiste leicht wiederherstellbare Bild der antiken Anlage darboten würde.

Wie jene Voraussetzung, die Trümmer Olympias seien durch eine einmalige, einheitliche Ueberdeckung dem Blicke und der zerstörenden Hand späterer Geschlechter entzogen worden, eine irrthümliche war, so bot sich auch nach Abräumung der Sandmassen dem Auge ein von dem geträumten sehr abweichendes Bild. Deutliche, oft mehr als meterhohe Reste ausgedehnter Gebäudecomplexe mit engen Gassen dazwischen, stattliche Vertheidigungsmauern, zahlreiche Gräber von Thonplatten oder Steinwandungen, neben den Skeletten christliche Embleme enthaltend, Alles aus antikem Materiale zusammengebaut, sie bewiesen, dass hier nach dem Absterben des antiken Lebens keineswegs eine menschenleere Ein-



öde gewesen, sondern dass, wenn auch ärmliche und verkommene, so doch sesshafte Geschlechter von der Stätte Besitz ergriffen hatten.

Zweierlei Arten von Baulichkeiten sind hier deutlich zu unterscheiden, sowohl ihrer Höhenlage über dem antiken Terrain als ihrer baulichen Beschaffenheit nach: die tiefer fundirte ältere Anlage enthüllte uns Olympia zu unserer Ueberraschung als einen befestigten Platz. Unser Situationsplan (Taf. XIII) lässt denselben in punktirter Linie erkennen. Die nordwestliche Ecke der Feste bildet der Zeustempel selbst, der zur Zeit ihrer Errichtung wohl zum Theil noch stand und so einen günstigen Stützpunkt für die Vertheidigung bot. An seine Nordostecke schliesst sich eine aus antiken Bauresten, aus Säulentrommeln, Capitellen, aus Postamenten von Bildsäulen, aus einfachen und profilirten Werkstücken nicht ohne Sorgfalt geschichtete, etwa zwei Meter starke Vertheidigungsmauer, zunächst etwa fünfunddreissig Meter ostwärts verlaufend und dann nach Süden umbiegend. Ein Stück dieser Mauer, östlich vor dem Zeustempel, lässt auch die Ansicht auf Taf. II erkennen, dicht vor dem Erdwall, welcher in jenem Stadium der Ausgrabungen (1876) die östliche Grenze unseres Vordringens bezeichnete. In diesem Mauerstücke war eine grosse Anzahl von Lagersteinen für die Dachsparren eines antiken Gebäudes verwendet worden. Die Vertiefungen dieser Werkstücke verleihen dem Mauerwerk dieses Theiles das in unserem Bilde ersichtliche rusticaartige Ansehen.

In gleicher Weise schloss sich nach Süden gestreckt die Festungsmauer an die Südwestecke des Zeustempels an. Die sogenannte Süd-Halle scheint den Abschluss des Festungsvierecks auf der Mittagsseite gebildet zu haben.

Wohl zu unterscheiden nach ihrer Bestimmung und der weit roheren Technik ist die zweite, sehr ausgedehnte Gruppe von Baulichkeiten. Es sind dies nach einem einigermaßen regelmässigen Plane und annähernd rechtwinklig ausgeführte Wohnungen, welche neben Trümmern anderer olympischer Gebäude viele Theile des Zeustempels enthalten und nicht nur Werkstücke desselben, sondern auch zahlreiche Theile seines statuarischen Schmuckes. Die Wände dieser Hütten sind nur dünn, meist gegen ein halbes Meter stark. Die Steine sind nicht durch Kalkmörtel verbunden, sondern man hat die Lücken zwischen ihnen nur mit Ziegelbrocken und lehmiger Erde ausgestopft. Diese Häuser ziehen sich sowohl über die gestürzten Bauglieder des Zeustempels wie auch über die zur Zeit ihrer Erbauung theilweise schon wieder zerstörte Festungsmauer hinweg.

Neben diesen Wohngebäuden ärmlichster Art — nicht einmal eine



besondere Heerdstätte lässt sich in ihnen erkennen — finden sich auch mit Mörtel gedichtete und mit Stuck ausgekleidete cisternenartige flache Behälter, in denen man wohl mit Recht Weinkeltern hat erkennen wollen, wie solche in ähnlicher Weise noch heute in griechischen Weingärten zu sehen sind. Bisweilen sind solche Behälter auch aus den grossen Säulentrommeln ausgehöhlt.

In der Mauer eines solchen Hauses fand sich, was für ihre Datirung wichtig, jener Topf mit Münzen, von welchem oben die Rede gewesen ist. Ein analoger Fund wurde in einer gleichen und benachbarten Hausmauer am 22. December 1877 gemacht. Hier fand sich ein Haufen der verschiedenartigsten durch Eisenrost zu einem Klumpen zusammengewachsenen Gegenstände, die von ihrem Besitzer offenbar eilig, wohl bei einer nahenden Gefahr in einer Ecke seines Hauses vergraben worden waren. Das Hauptstück war ein mächtiges thönerne Fass, in welchem zwei kleine bis an den Rand mit Kupfermünzen gefüllte Thonkannen verborgen waren. Auch auf dem Boden des Fasses und in einem anderen Thongefäss neben demselben waren Kupfermünzen aufgehäuft — im Ganzen mehrere Tausende im Gewicht von sechs Kilogramm. Die noch kenntlichen Stücke gehören nach der Bestimmung des Herrn Dr. Friedländer der Zeit Constantins des Grossen, Leo I. (457—474) und Justinians (527—565) an; sie stimmen also mit dem früher gemachten Münzfunde in Bezug auf die Zeit überein. Mit diesem Gelde zusammen fand sich auch das Koch- und Hausgeräth des Besitzers: ein Kessel, eine Flasche und drei Kannen aus Bronze, ein eiserner Haken und ein grosses löffelartiges Instrument aus Eisen. Ferner fand sich hier eine Menge eisernen Ackergeräthes: fünf Hacken, zwei Schaufeln, eine eiserne Stange, mehrere Messer, etwa ein Dutzend Sicheln, eine Kette mit Halseisen und Anderes. Eisernes Ackergeräth, — Pflugschaaren und Sicheln —, fand sich auch an anderen Stellen verstreut vor.

Auch die schon erwähnten zahlreichen Gräber auf olympischem Boden können den Fundumständen nach nicht wohl einer späteren Epoche zugeschrieben werden, als derjenigen in welcher die Häuser entstanden. Hin und wieder zieht sich eine Hausmauer über ein Grab hinweg, das mithin schon bestehen musste, als jene gebaut wurde. Auffallend bleibt dann freilich, dass die Gräber fast in gleichem Niveau mit den Häusern liegen. Man hat für ihre Herstellung sich des gerade zur Hand liegenden Materiales bedient, der Stein- und Thonplatten. So war ein Grab im Nordwesten der byzantinischen Kirche mit einer Metopenplatte des Zeustempels abgedeckt; häufig sind die grossen gebogenen Ziegel der antiken



Dächer und Wasserleitungen verwendet. Die Todten sind überall mit dem Kopfe nach Westen zu bestattet worden, oft bis zu viere in einem gemeinschaftlichen Grabe. In dem ersten der Gräber, welche wir öffneten fand sich neben den Schädeln der beiden Skelette eine kleine Münze, der Obolos, welchen nicht nur die antike Welt ihrem Todten zur Zahlung der Ueberfahrt über den Acheron mitgab, sondern der noch heut von der ländlichen Bevölkerung Griechenlands dem Todten beigelegt wird. [Der eine dieser Schädel besass bei völlig normaler Bildung nur dreissig Zähne.] Gegenstände von Werth sind in den zahlreichen Gräbern nur sehr wenige gefunden worden; einige Fingerringe mit dem Zeichen des Kreuzes, eine bronzene Lampe mit einem Kreuze als Griff, endlich ein Weihrauchfass in der Form, wie es sich noch heut in kleinen griechischen Landkirchen findet, ein an eisernen Kettchen hangender Becher: das war das Einzige, was diese arme Bevölkerung ihren Verstorbenen mitgeben konnte. Und auch diese armseligen Geräthe sind theilweise aus antikem Raube gemacht. Jener Weihrauchbecher ist hergestellt aus dem Kessel eines antiken Dreifusses, sein unterer Theil gleichfalls aus einem antiken Bronzestücke. So haben denn die einst dem Zeus geweihten Geräthe nach seiner Entthronung dem Christengotte dienstbar werden müssen.

Und nicht nur solche Gegenstände der Kleinkunst hat dieses Schicksal betroffen: auch ein stattliches Gebäude aus antiker Zeit, dessen einstige Bestimmung noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ist von den späteren Bewohnern Olympias zu einer Cultusstätte für den Christengott umgewandelt worden. Inschriftplatten in ihrem Fussboden geben Zeugniß von den Verwaltern geistlicher Aemter an diesem Gotteshause. Stammen diese Inschriften, wie Herr Professor Garthausen annimmt, in der That aus dem fünften Jahrhundert nach Christo, so würde sich daraus die Existenz einer christlichen Gemeinde in Olympia zu einer so frühen Zeit ergeben, wie nach anderen Umständen nicht vermuthet werden konnte.

Combinirt man nun alle die angeführten Fundumstände, so wird man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die mangelhaften, armseligen Wohnhäuser im wesentlichen dem sechsten Jahrhundert nach Christo zutheilen dürfen, während die Festungsmauer einer früheren Zeit angehört. Das Verbot der olympischen Spiele durch Justinian, welches in das genannte Jahrhundert fällt, kann als ein Beweis, dass die Bevölkerung Olympias damals noch heidnisch war, nicht angesehen werden. Auch bei einer bereits zum Christenthume übergetretenen Bevölkerung von Elis ist die Feier der in uralter Tradition fortlebenden Spiele recht wohl noch zu



denken. Der Eifer der Priester nur nahm an diesem an sich harmlosen Feste Anstoss und veranlasste sein Verbot durch den Kaiser.

Wir werden also wohl zu dem Ergebniss kommen, dass die durch Alarich's Einfall (395/97) gewitzigte Einwohnerschaft von Olympia sich, um bei ähnlichen Ereignissen eine Zufluchtstätte zu besitzen, aus den Trümmern der von den Gothen zerstörten Bauten jenen Burgwall errichtete, dessen Technik hier und da noch an die bessere Zeit hellenischer Bau-thätigkeit erinnert; dass nach Stürmen, die uns unbekannt sind, ein mehr und mehr herabgekommenes Geschlecht an dieser Stätte friedlich von Ackerbau und Heerdenzucht lebte, und dass wenigstens dieses letztere Geschlecht sich zum christlichen Glauben bekannte.

Mit Unrecht sind daher die Reste jener Häuser öfters als Slaven-mauern bezeichnet worden. Die spätere slavische Bevölkerung von Elis hat mit diesen Bauten Nichts zu thun. Denn vor dem Jahre 587 oder 589 hat erweislich nie ein Slave seinen Fuss auf den heiligen Boden von Elis gesetzt, und selbst in jenen Jahren kann von einer sesshaften slavischen Bevölkerung in Elis nicht die Rede sein. Erst im 7. Jahrhundert erfolgte eine Besetzung der Halbinsel durch slavische Stämme.

Der vorstehende Versuch, die Frage nach den Geschlechtern, welche Olympia nach dem Falle des Heidenthumes bewohnt haben, zu beantworten, macht nicht den Anspruch, als eine unumstössliche Lösung dieser Frage angesehen zu werden. So lange die grosse Anzahl der in Olympia gefundenen Münzen nicht erschöpfend untersucht ist, muss das Urtheil über diese Epoche ein unsicheres bleiben. Bestätigen sich die Angaben, dass auch spätere Münzen, namentlich solche aus der Zeit der Paläologen, in Olympia gefunden sind, was an Ort und Stelle ohne die unumgänglichen wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht entschieden werden konnte, so wird das Resultat sich vielleicht ein wenig anders gestalten können. Ich ziehe es aus gleichem Grunde vor, über die Schicksale, welche die olympische Ebene in mittelalterlicher Zeit berührt zu haben scheinen, zu schweigen, bis die erst in Jahren zu erwartende vollständigende Verarbeitung des Fundmaterials vorliegen wird. —

Ueber alle diese Trümmer olympischer Herrlichkeit und byzantinischer Armseligkeit hat sich nun im Laufe der Jahrhunderte jene durchschnittlich vier bis sechs Meter hohe Sandlage gebreitet, deren Beseitigung das Werk der deutschen Expedition galt.

Darunter liegt die zwischen fünfundzwanzig Centimeter und einem Meter Stärke wechselnde, schwärzliche und humusreiche, von Scherben und Ziegelbrocken durchwachsene Erdschicht des antiken Terrains. Unter



ihr, auf eine feste Lage diluvialer Kieselgeschiebe gebettet, wiederum gelblicher Sand, die Sohle für die Fundamente der antiken Gebäude.

Eine missverstandene oder doch ihrer Tragweite nach überschätzte Nachricht bei Strabon, im Vereine mit einer gelegentlichen Bemerkung des Plinius über die periodischen, sehr interessanten Entleerungen des arkadischen Pheneossees durch den Ladon und Alpheios, hatte nun zu der bis in die jüngste Zeit von Autor zu Autor übernommenen Fabel Veranlassung gegeben, dass die Ueberdeckung der Ruinen Olympias im Zusammenhange mit diesem eigenartigen, den periodischen Schwankungen des Zirknitzer Sees verwandten Phänomen stehe. Bei der festen Einwurzelung dieser durch sieben Jahrzehnte hindurch behaupteten Anschauung, die man auch heutzutage noch vertreten findet, mag es sich wohl lohnen, bei ihrer Widerlegung einen Augenblick zu verweilen, um ihr sodann erst die richtigen Thatsachen zu substituieren.

Der Alpheios empfängt seine bedeutendste Wassermasse aus dem ihm nahe der Grenze zwischen Arkadien und Elis von Norden her zueilenden Ladon. (Vgl. das Uebersichtskärtchen Fig. 1.) Der Ladon wiederum erhält den weitaus grössten Theil seiner Wasserfülle aus dem Pheneossee im nördlichen Arkadien, fünf deutsche Meilen südlich vom korinthischen Golf. Dort strecken von allen Seiten mächtige Gebirgsstöcke ihre Füße zusammen. Von Nordwesten sendet das Aroanische Gebirge langgedehnte Ausläufer hinab, von Nordosten breitet sich der Saum der halbkreisförmigen Kyllene dagegen, während von Westen her Penteleia und Oryxis, von Osten her der Skiathis sich mit den Bergen der Kaphyatis vereinigen.

Von den nackten Kalkmassen dieser Steillehnen zurückgewiesen und nur an wenigen Stellen durch eine Vegetationsdecke aufgehalten, rieselt das Wasser der winterlichen Regen und die in den Frühlingsstrahlen geschmolzene Schneedecke der höheren Gipfel hinab in einen stillen, einsamen See, hoch im Gebirge, der noch eine weitere und ununterbrochene Nahrung aus zwei ihm von Norden zufließenden Bächen erhält. Von allen Seiten durch hohe, passlose Bergränder eingeschlossen, müsste der Spiegel dieses Sees sich immer höher und höher heben, um sich endlich gleich dem Wasser einer überfüllten Schale über den Bord zu ergiessen, hätte nicht das zerklüftete Kalkgestein seines Beckens den Gewässern einen Abfluss durch einen unterirdischen Kanal gestattet. Katabothren nennen die heutigen Griechen solche in der Gebirgsbildung der Peloponnes häufigen, oft geräumigen Kalkschloten. Die Alten schrieben ihre Anlage oder doch ihren Ausbau der wohlthätigen Hand des Herakles zu.



In einer solchen Katabothre verschwindet das Wasser des Pheneos-sees, um am äusseren Fusse des Bergringes, südwestlich des Sees, plötzlich in voller reichlicher Quelle hervorzubrechen und mit dem starken Gebirgs-bache des Aroanios vereint den Ladon zu bilden. Oft aber verstopft sich der unterirdische Kanal, der eine nur geringe Breite und Tiefe besitzt, für kürzere oder längere Zeit, bisweilen für Jahre. In letzterem Falle steigen die Wasser des Sees und merkwürdiger Weise auch diejenigen anderer, kleinerer, offenbar in unterirdischem Zusammenhange mit ihm stehender, arkadischer Seen zu ungewöhnlicher Höhe, welche älteren Beobachtungen zufolge bei dem Pheneossee hundert Meter erreicht haben soll. Oeffnet dann ein Naturereigniss, etwa ein Erdbeben, die verstopfte Schleuse, so strömen nun die Wasserfluthen mit grosser Gewalt durch Ladon und Alpheios zum Meer, überschwemmend und grosse Stücke des Uferrandes abreissend. Das Alterthum hat mehrere dieser Katastrophen angemerkt. Plinius erwähnt, dass bis zu seinen Lebzeiten der Pheneossee fünfmal seinen Wasserstand geändert habe, Eratosthenes, dessen Lebenszeit drei Jahrhunderte früher liegt, erwähnt nur einen einzigen Fall.

Im gegenwärtigen Jahrhundert war die Katabothre des Pheneossees vom Jahre 1822 bis zum Ende des Jahres 1833, also nahezu zwölf Jahre lang, verstopft, bis es plötzlich dem Poseidon gefiel, am Neujahrstage 1834 durch einen starken Erdstoss die gefesselten Wasser wieder frei zu geben, die nun über vier Monate lang mit ungeheurer Gewalt zum Meere hinab-brausten.

Eine solche Katastrophe, meinte Leake, könnte wohl die Ueberdeckung der Olympischen Ebene durch gewaltige Sinkstoffmassen herbeigeführt haben. Diese beiläufige, wohl ohne sonderliche Ueberlegung hingeworfene Meinungsäusserung ist seitdem von Allen, die bis 1877 über Olympia geschrieben haben, als eine feststehende Thatsache betrachtet worden. Das poetische Bild vom schätzhütenden Alpheios vererbte sich von Buch zu Buch, es war zu verlockend, um der nüchternen Wahrheit geopfert zu werden, die gleichwohl jeder Besucher der Stätte finden konnte, wenn er sich die Terrainverhältnisse ernstlich vergegenwärtigte. Denn im Süden hatte der ausgetretene Alpheios einst eine weite Bucht in die Erddecke gerissen. Der hierdurch veranlasste plötzliche Absturz des Terrains betrug hier, wie Oberst Leake bereits 1806 richtig geschätzt hatte, etwa zwanzig Fuss. Von hier bis zum Flusse senkt sich das Terrain, dem Auge sichtbar, nicht unerheblich, und nordwärts, oberhalb des Absturzes, lässt der schnelle Lauf des Kladeosbaches das starke Gefälle erkennen, welches seine dem Terrain parallele Sohle besitzt. Man konnte mithin auch ohne



Messinstrument zwischen dem mittleren Wasserspiegel des Flusses und der Aufhöhung des Terrains bei der aus der Verschüttung hervorragenden nördlichsten Ruine im Kladeosthale eine Niveaudifferenz von mindestens fünfzehn Meter mit Sicherheit ersehen. Dieses Maass reichte zu, um die landläufige Annahme zu widerlegen, wenn man gewiss war, dass zwischen dem antiken Wasserspiegel des Stromes und dem heutigen nicht etwa ein erheblicher Unterschied bestand. Dass dies nicht der Fall war, bewiesen die Höhenlagen der diluvialen Kiesschichten, welche den Flusslauf begleiten, bewies die Lage eines in der Nähe des Alpheios ausmündenden römischen Entwässerungskanaals, endlich die Sohlenhöhe des antiken, aus mächtigen Conglomeratblöcken zusammengethürmten Revêtements, welches die Ebene gegen einen Austritt des Kladeos schützen sollte.

Wie ungeheuer müsste wohl die Wassermasse gewesen sein, welche vom Pheneossee auf elf deutsche Meilen Länge herabgebraust kam, um eine Ebene von zwei Quadratmeilen Flächeninhalt fünfzig Fuss hoch zu bedecken! Denn thatsächlich beschränkt sich die Formation der alluvialen Deckschichten keineswegs auf das Kladeos- und Alpheiosthal bei Olympia. Vielmehr folgen bis beinahe zum Meere hin dem Laufe des Letzteren die beiden angeblich von ihm angeschwemmten Steilufer, durch deren rechtes der Enipeus, die heutige Lestenítza, eine Stunde weit unterhalb Olympias sich ein acht Meter tiefes Bett in genau denselben Schwemmsand gewühlt hat. Mehr noch beweisen die gleichartigen Uferformationen oberhalb der Ladonmündung, bei Heraia, dass von einer durch den Ladon vermittelten Terrainaufhöhung in Olympia nicht die Rede sein konnte.

Nachdem so die Einwirkung des Alpheios auf die Verschüttung der Ebene negirt worden ist, muss zur Erledigung der Frage im positiven Sinne geschritten werden. Es ist hierzu ein wenigstens flüchtiges Eingehen auf die geologischen Verhältnisse unerlässlich, deren Untersuchung im Jahre 1880 Herrn Professor Dr. Bücking obgelegen hat. In einem „Vorläufigen Berichte,“ dem wir im Wesentlichen, häufig wörtlich, folgen, wurden die Resultate seiner Untersuchung der Kgl. Akademie der Wissenschaften (März 1881) vorgelegt. Die erläuternde geologische Karte (Taf. III) verdanken wir dieser Veröffentlichung. —

Die Höhen, welche den Alpheios in seinem unteren Laufe begleiten, gehören gleich denen der unteren Kladeosufer der jüngeren Tertiärbildung an. An ihrer Basis liegen bei Olympia ziemlich mächtig entwickelte Conglomerate, Geschiebe von Kreidegesteinen, wie sie noch heute der Alpheios aus Arkadien mitbringt, nämlich schwarze und graue Kalke, graue Sandsteine und namentlich rothe, grünliche und schwarze Horn-



steine, fest verkittet durch ein kalkiges Bindemittel. Auf dem Höhenzuge des rechten Kladeosufers, wo das Dörfchen Druwa mit dem Hause der Deutschen Expedition lag, treten diese Conglomerate sattelförmig hervor und wechsellagern in ihren oberen Lagen mehrfach mit Schichten von geblichem, kalkhaltigem Sand und bläulich grauem Mergel. Es vollzieht sich auf diese Weise ein allmäliger Uebergang in reine Sand- und Mergel-Ablagerungen, wie sie insbesondere östlich vom Kladeos, ferner am Kronoshügel und weiter nördlich in beträchtlicher Mächtigkeit zu Tage treten.

Zu dieser Formation gesellen sich stellenweise Einlagerungen von festeren Sand- und Kalksteinbänken in den lockeren Tertiärschichten, die zwar nur ein halbes bis zwei Meter mächtig, doch gleichsam ein festes Gerüst bilden, welches die zwischengelagerten loseren Massen vor allzu rascher Erosion schützt und so von wesentlichem Einfluss auf die Relief-form der Gegend ist. Die Sandsteinbänke sind durch ein kalkiges Bindemittel verfestigte Sande, oft reich an Austern, und entsprechen alsdann in der That eigentlichen Austerbänken. So liegt beispielsweise fast die gesammte Stadt Pyrgos, zwei Meilen meerwärts von Olympia, auf einer solchen inselförmigen Austerbank. Diese Bänke treten bald als langgestreckte, gratförmige Erhöhungen mauerartig aus dem lockeren Sande hervor, bald erscheinen sie in grossen, wohl auch isolirt auftretenden pittoresken Felsmassen, durch Abspülung des sie früher umhüllenden Sandes blossgelegt. Durch ihre Form nicht so scharf gekennzeichnet sind die kalkigen Bänke, dafür aber um so reicher an Petrefacten, besonders an Cardien und Cerithien. Man kann sie aus letzterem Grunde auch wohl als Muschelbänke bezeichnen. Dieses Material, welches die Alten Poros nannten, ist vorzugsweise zu den olympischen Bauten verwendet worden, hat aber weder in geologischer Hinsicht noch auch im Aussehen die geringste Verwandtschaft mit dem „Muschelkalk“, eine Bezeichnung die man oft irrthümlicher Weise für das Material der olympischen Bauten angewendet findet.

Es liegt auf der Hand, dass die losen Sand- und Mergelmassen, die auf den Olympia benachbarten Höhen zu Tage liegen, vorzugsweise geeignet waren, durch Regengüsse, wie sie dort in einer bei uns ungekannten Heftigkeit jahraus jahrein auftreten, in die Ebene hinabgeschwemmt zu werden. Und so stammt denn auch das gesammte Material welches die olympische Ebene bedeckt, in der That von den angrenzenden Höhen, vorzugsweise denen des Kladeosthales. Es nahm seinen unaufhaltsamen Lauf in das Thal, nachdem die künstlichen Vorkehrungen,



Bentlicher, Olympia.

GEOL.



Nach der topographischen Aufnahme von JA Knapert  
geognostisch bearbeitet von H Fuchling 1889.

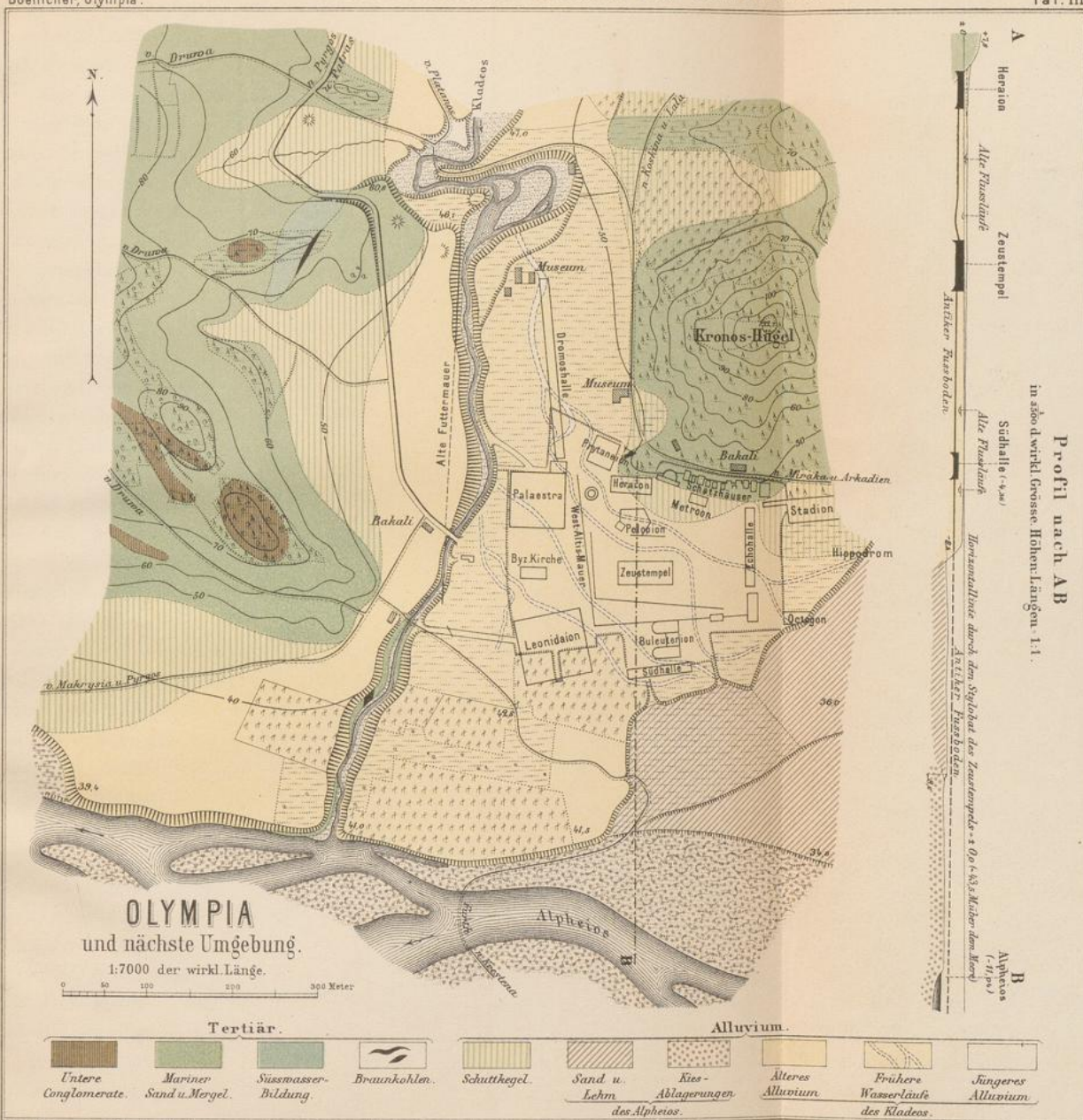


steine, fest verkittet durch ein kalkiges Bindemittel. Auf dem Höhenzuge des rechten Kladeosufers, wo das Dörfchen Druwa mit dem Hause der Deutschen Expedition lag, treten diese Conglomerate sattelförmig hervor und wechsellagern in ihren oberen Lagen mehrfach mit Schichten von gelbem, kalkhaltigem Sand und bläulich grauem Mergel. Es vollzieht sich auf diese Weise ein allmählicher Uebergang in reine Sand- und Mergel-Ablagerungen, wie sie insbesondere östlich vom Kladeos, ferner am Kronoshügel und weiter nördlich in beträchtlicher Mächtigkeit zu Tage treten.

Zu dieser Formation gesellen sich stellenweise Einlagerungen von festeren Sand- und Kalksteinbänken in den lockeren Tertiärschichten, die zwar nur ein halbes bis zwei Meter mächtig, doch gleichsam ein festes Gerüst bilden, welches die zwischengelagerten loseren Massen vor allzu rascher Erosion schützt und so von wesentlichem Einfluss auf die Relief-form der Gegend ist. Die Sandsteinbänke sind durch ein kalkiges Bindemittel verfestigte Sande, oft reich an Austern, und entsprechen alsdann in der That eigentlichen Austerbänken. So liegt beispielsweise fast die gesamte Stadt Pyrgos, zwei Meilen meерwärts von Olympia, auf einer solchen inselförmigen Austerbank. Diese Bänke treten bald als langgestreckte, grätförmige Erhöhungen manerartig aus dem lockeren Sande hervor, bald erscheinen sie in grossen, wohl auch isolirt auftretenden pittoresken Felsmassen, durch Abspülung des sie früher umhüllenden Sandes blosgelegt. Durch ihre Form nicht so scharf gekennzeichnet sind die kalkigen Bänke, dafür aber um so reicher an Petrefacten, besonders an Cardien und Cerithien. Man kann sie aus letzterem Grunde auch wohl als Muschelbänke bezeichnen. Dieses Material, welches die Alten Poros nannten, ist vorzugsweise zu den olympischen Bauten verwendet worden, hat aber weder in geologischer Hinsicht noch auch im Aussehen die geringste Verwandtschaft mit dem „Muschelkalk“, eine Bezeichnung die man oft irrtümlicher Weise für das Material der olympischen Bauten angewendet findet.

Es liegt auf der Hand, dass die losen Sand- und Mergelmassen, die auf den Olympia benachbarten Höhen zu Tage liegen, vorzugsweise geeignet waren, durch Regengüsse, wie sie dort in einer bei uns un-gekannten Heftigkeit jahraus jahrein auftreten, in die Ebene hinabgeschwemmt zu werden. Und so stammt denn auch das gesamte Material welches die olympische Ebene bedeckt, in der That von den angrenzenden Höhen, vorzugsweise denen des Kladeosthalos. Es nahm seinen unaufhaltsamen Lauf in das Thal, nachdem die künstlichen Vorkehrungen,





Nach der topographischen Aufnahme von JA. Kaupert  
geognostisch bearbeitet von H. Bücking 1880.

Verlagsbuchhandlung v. Jul. Springer Berlin, N. Monbijouplatz 3.

Berliner lithogr. Institut.









welche man im Alterthum gegen sein Andringen getroffen hatte, Futtermauern und Terrassirungen bei Verödung der Ebene vernachlässigt wurden und verfielen.

Gewaltsame Ereignisse haben diese Versandung beschleunigt: Sehr beträchtliche Massen lösten sich vom Kronoshügel los und verschütteten das unter seinem Südabhange liegende Heraion. Bis zum Zeustempel hin vermag man die grünliche Mergelerde des Kronion in einer hier noch fast fusshohen Schicht zu verfolgen. Zum Theil verdanken wir diesem Erdsturze die verhältnissmässig gute Erhaltung des darunter geborgenen Heratempels und des darin unter schützender Erde wohl erhaltenen Hermes des Praxiteles.

Vielleicht zu gleicher Zeit trat auch der Kladeos aus seinen Ufern. Ein ähnlicher Erdrutsch im Norden der Altis mochte seinen Lauf gestaut und zum Ausweichen gezwungen haben. Hierbei riss er die hohen Sandschichten, welche durch allmälige Abschwemmung der ihn begleitenden Höhen seine oberen Ufer bildeten, mit sich fort und breitete sie in einer 30 bis 50 Centimeter hohen Schicht über den westlichen Theil der olympischen Ebene, wo sie wesentlich zur Bergung und Erhaltung der Anlagen des Gymnasiums und der Palästra beitrugen.

Ähnliche Katastrophen haben sich in späteren Zeiten mehrfach wiederholt. Die verschiedenen Rinnsale, welche der Kladeos hierbei durch die Ebene in südöstlicher Richtung gegraben hat, liessen sich deutlich an den Kieselablagerungen erkennen, welche sich inmitten der aufgeschwemmten Sandmassen eingebettet fanden. Sie sind in der beigegebenen geologischen Karte verzeichnet worden.

Es ist mithin kein vom Alpheios auf die Ebene heraufgetragenes Erdreich welches dieselbe bedeckt, sondern lediglich der von den umliegenden Höhen herabgeflossene und theils direct, theils durch Vermittelung des Kladeos über die Fläche hin ausgebreitete Sand, eine That- sache die seiner Zeit von dem im Jahre 1829 die Arbeiten der Franzosen leitenden Gelehrten klar ausgesprochen, aber von späteren Berichterstat- tern nicht anerkannt wurde. „Un sable dur“, sagt Dubois, „recouvre la plaine „jusqu'à la profondeur de 17 à 18 pieds; le sable provient de la décom- „position des collines de grès, dont le Cronius fait partie.“

Der Erste, welcher die für die Erhaltung Olympias so wichtige Mitwirkung des Kladeos erkannte, war Wilhelm Lang nach einer Besteigung des Kronoshügels am 1. April 1876: „Uebrigens“, sagt er in seiner Peloponnesischen Wanderung, „kann man sich nicht der Ver- „muthung entschlagen, dass neben dem Alpheios, der längst überführt



„ist, auch dem kleinen Kladeos ein Theil der Schuld an der Verschlam-  
 „mung des Bodens beizumessen ist. Steht man oben auf dem Kronion,  
 „so springt in die Augen, wie die Richtung des Kladeosthales, wenn es  
 „von reissenden Berggewässern erfüllt war, diese genau der Altis zu-  
 „treiben musste; und das auch dieses Bergthal seine Katastrophen gehabt  
 „hat, erkennt man an der bereits erwähnten Durchbrechung der west-  
 „lichen Altismauer (die Futtermauer des Kladeos ist gemeint). Zudem  
 „ist auch der Grund des Kladeosthales weit hinauf durch Schuttmassen  
 „erhöht, die in gleichmässiger Neigung zu dem heutigen Boden von  
 „Olympia sich absenken. Diese Schuttmassen können nicht vom Alpheios  
 „heraufgedrückt, sie müssen vom Kladeos aus den Bergen herabgeführt  
 „sein. Und der Umstand, dass die Eleer nächst dem Alpheios unter  
 „allen Flüssen am meisten den Kladeos verehrten, scheint gleichfalls  
 „darauf hinzudeuten, dass sie Ursache hatten, ihn zu fürchten.“

Die Wandelungen des Kladeosbettes haben sich bis in die neuere  
 Zeit hin fortgesetzt: Die Karte der Französischen Expedition des Jahres  
 1829 zeigt die Mündung des Baches, wie sie nahezu noch heute liegt,  
 in etwa 450 Meter directer Entfernung vom Zeustempel, annähernd senk-  
 recht zum Alpheios. Im Jahre 1813, als Allason seine Aufnahme der  
 Ebene für Lord Stanhope machte, zog sich der Lauf des Baches noch  
 an 800 Meter weiter, dem Alpheios annähernd parallel, und mündete  
 westlich des Hügels von Druwa. Die damit constatirte, in sechzehn  
 Jahren eingetretene Terrainänderung wird freilich mehr dem Uferabbruch  
 durch den Hauptfluss als dem Kladeos zuzuschreiben sein. Ein Hochland  
 von 280 000 Quadratmeter, eine Erdmasse von 1 150 000 Cubikmeter ist  
 innerhalb dieser kurzen Zeit vom Strome abgerissen und dem Meere zu-  
 geführt worden. Bei jedem Hochwasser unterwäscht die rasche Fluth des  
 Alpheios, der das starke Gefälle von 1 : 600 besitzt, die losen Steilufer  
 seines Laufes; nicht selten bietet sich dann das anziehende Schauspiel,  
 wie eine ganze Uferwand von zehn bis zwölf Meter Länge und etwa zwei  
 Meter Breite sich plötzlich löst und mit lautem Getöse in die auf-  
 rauschenden Fluthen stürzt.

Umgekehrt bilden sich aus den vom Flusse mitgeführten Geröllen  
 und den Humusschichten, die sich auf diesen von den Abhängen her aus-  
 breiten, weite Verlandungen, auf denen Platanengebüsch, Oleander und  
 Keuschlamm sich schnell ansiedeln und kleinere Nehrungen oder Werder  
 bilden, die oft schon das nächste Hochwasser mit sich fortreisst, um sie  
 an anderen Stellen wieder abzulagern.

Der Strom ist von den mitgeführten Sandmassen auch während des



Sommers stets weisslich gelb gefärbt, ähnlich dem Tiber oder dem unteren Lauf der Elbe, und trägt gewiss gleich der letzteren von dieser Farbe seinen Namen, der auf die Wurzel *alf* „weiss“ zurückzuführen sein dürfte.

Die antike Localsage hat die Unstetheit und die mächtige Fluthgeschwindigkeit des Alpheios in ein dichterisches Gewand gekleidet. Der Flussgott liebt die ihm abholde spröde Quellnymphe Arethusa, die sich vor seinem Ungestüm nach Sicilien flüchtet. Aber der rastlose Stromgott folgt ihr durch das Meer hindurch und ereilt sie im ertygischen Heiligthum von Syrakus. Darum ward dem Glauben nach, wenn das olympische Fest gefeiert ward, die sicilische Quelle Arethusa roth vom Opferblute der Thiere, und Moschos singt von dem Flusse:

Bis Arethusa wälzt er die ölzweigtragende Welle,  
Blätter und Blüten bringend als Mitgift, und heilige Asche.

Die Ablösung von den lockeren Sandmassen der Uferhügel ist so stark, dass schon während der Ausgrabungsarbeiten kleine Schuttkegel an diejenigen Stellen hinzuwandern begannen, welche erst kurz zuvor vom Spaten der Arbeiter blosgelegt waren. Aus diesem Grunde wird es nöthig sein, wenn anders der jetzige Zustand der aufgedeckten Feststätte erhalten bleiben soll, energische Vorkehrungen gegen die Abrutschungen vom Kronoshügel und den angrenzenden Höhe zu treffen, ebenso eine Art von Thalsperre im Kladeosthale zu errichten. Anderenfalls würde Olympia binnen einer nicht langen Reihe von Jahren nahezu ebenso tief wieder verschüttet liegen, wie wir es gefunden haben. —

---

